



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Litteratur

Das heutige Griechenland. Von Gaston Deschamps. Nach der 5. Auflage des von der Akademie gekrönten Originals. Autorisierte Übersetzung von Dr. Paul Markus. Großenhain und Leipzig, Hermann Starke, o. J.

Griechenland und seine Stellung im Orient. Von Alfred Philippson. Mit einer Karte von Griechenland. (Sonderabdruck aus der Geographischen Zeitschrift von Hermann Sertner.) Leipzig, B. G. Teubner

Wer mag heute noch von Griechenland hören? Vom Unglücklichen redet man nicht gern. Wer so tief gefallen ist, möge sich vollends begraben lassen. Werden die Griechen überhaupt noch einmal etwas zu bedeuten haben in den Dingen Europas? Man denke doch, daß sie schon früher ihre Schulden nicht bezahlen konnten. Und nun noch die Kriegsschädigung an die Türken, die das Geld auch so nötig haben! Und die reichste Provinz in fremden Händen und vom Krieg verwüstet! Vom Verlust an Ehre, an Ansehen gar nicht zu reden.

Gemach, lieber Leser! Die Griechen leben noch und werden weiterleben. Freilich ist das Volk tief gedemütigt und büßt schwer für die Fehler seiner Führer. Aber die Griechen haben in den Jahrhunderten, wo sie unter dem Joch der Türken überhaupt nichts mehr waren als eine Herde zur Ausbeutung, in Jahrhunderten, deren Geschichte sozusagen verstummt ist, schwereres ertragen und doch den Mut behalten zu einem siegreichen Aufstand, der ihnen die Freiheit wiedergab. Ein Volk stirbt nicht so leicht, wenn es sich nicht selbst aufgibt, wie jene mythischen Indianer, die sich dem Tode weihen, um nicht länger die Bläßgesichter über sich sehen zu müssen. Auch möge man gerade bei den Griechen nicht vergessen, daß es ein doppeltes Griechenland giebt. Sie selbst sprechen von *ἡ ἔσω*, *ἡ ἔξω Ἑλλάς*. Nur das eine ist gefallen, das innere, d. h. das Königreich Hellas, und allerdings nicht mit Glanz. Aber das größere Griechentum der thrakischen, pontischen und kleinasiatischen Küsten, von Epirus und Makedonien, steht aufrecht, wenn auch erschüttert. Die Gelehrten von Athen wollen diesen Griechen die dreifache Volkszahl von dem des Königreichs zuschreiben, das wären neun Millionen Griechen in Griechenland und in der Türkei. Die Schätzung ist wahrscheinlich zu hoch. Doch auf eine Million mehr oder weniger kommt es nicht an. Die Hauptsache ist, daß das „äußere“ Griechenland die thätigsten, bildungsfähigsten und auf dem Wege der Europäisierung am weitesten fortgeschrittenen Bestandteile des türkischen Reichs umschließt, die eigentlichen Träger des wirtschaftlichen Verkehrs mit Europa und, zusammen mit den Armeniern, auch des wirtschaftlichen Lebens im Innern. Für Schulen und Kirchen opfert kein Volk des Orients soviel und mit solcher Überzeugung von der nationalen Notwendigkeit dieser Dinge wie das griechische. Gerade diese Mischung des unter allen Bedrückungen nicht nachlassenden Haltens an der Sprache Homers und am Glauben Konstantins mit einem positiven Geschäftssinn, den man amerikanisch nennen möchte, macht die Griechen der Türkei so merkwürdig. Darin liegt aber auch ihre praktische Bedeutung, die nicht gemindert werden kann durch den augenblicklichen Niedergang des Königreichs Hellas. Wir Deutschen, die in der Türkei ein freies Feld für wirtschaftliche und Kulturthätigkeit suchen, haben am wenigsten Grund, den Griechen zu verachten. Wir werden den Griechen brauchen, wo immer wir in der Levante Hand und — Geld anlegen wollen. Dem Türken wird unser Thun bald unbequem werden, nur beim Griechen haben wir Verständnis und Beistand zu erwarten. Sehr gut sagt der Franzose, dessen Buch wir oben genannt haben: Man muß das Kind beim rechten Namen nennen:

„Das byzantinische Reich ist nicht verschwunden. Die Türken haben es zertrümmert, aber keineswegs vernichtet. Die Trümmer schwimmen oben auf und treiben von Ort zu Ort. Diese zerstreuten Inselchen zusammenzufassen, die Einheit wieder herzustellen, das ist der kühne Traum der Griechen.“

Lassen wir also das Griechentum im ganzen nicht die Unfähigkeit der Herrscher von Hellas entgelten. Hören wir endlich auf, mit Bettelvolk, Lügnern, Feiglingen um uns zu werfen. Denken wir an 1806! Es liegt nicht in unserm Interesse, den Glauben zu erwecken, als ob in jedem Deutschen ein Quantum Galle sei, die Gelegenheit suche, sich in Ausbrüchen des Argers und der Verachtung zu ergießen. Es liegt auch nicht in unserm Interesse, uns ein Volk zum Feinde zu machen, das die Türken an Kultur ebenso weit überragt, wie diese militärisch voraus sind. Muß den Griechen der Kopf gewaschen werden, so überlassen wir das unsern Diplomaten. Nicht jeder beliebige Zeitungsredakteur hat dazu die sittliche Berechtigung! Können wir aber nicht umhin, ihnen unsere Meinung zu sagen, so wollen wir Grobheiten vermeiden, da sie ihnen nichts nützen und uns nur schaden können. Daran, daß die Griechen Christen sind, darf man im realpolitischen Deutschland wohl gar nicht mehr erinnern? Dem denkenden Betrachter der Zeitereignisse muß es wenigstens gestattet sein, auf die erstaunliche Schwäche des christlichen Mitgeföhls bei diesem griechisch-türkischen Konflikt gerade in Deutschland hinzuweisen. Die „Thron- und Altar“-presse zeichnete sich durch maßloses Schimpfen auf die Griechen vor der demokratischen und sozialdemokratischen aus. Zwei Dinge, die sie angeblich hochhält, hat sie in ihrem Eifer ganz vermissen lassen: christliches Empfinden und anständigen Ton.

Um so lieber empfehlen wir zwei Werkchen über Griechenland, die von wohlwollenden und gerechten Kennern des Landes und Volks geschrieben sind — seltne Vögel in dieser Sturmzeit. Das eine giebt im feinsten französischen Plianderstil Eindrücke und Betrachtungen eines Archäologen, der zugleich scharfer Beobachter und Weltmann ist. Das andre ist eine übersichtliche Darstellung Griechenlands von einem deutschen Geologen und Geographen. Deschamps giebt ein ganzes Buch, Philippson nur ein Heft von 44 Seiten. Deschamps unterhält uns prächtig mit seinen funkelnden Bemerkungen, in denen eine merkwürdige Mischung von Sympathie und Ironie, von fast genial zu nennendem Weitblick und — französischer Bornirtheit ist. Hätte er voraussehen können, wie wenig wirksam sich die Reorganisationen erweisen würden, an denen Frankreich so wesentlich mitgearbeitet hat, so wären wohl die Äußerungen seines nationalen Stolzes über diese französische Kulturleistung etwas spärlicher eingestreut worden. So ist aber für uns das Buch doppelt lehrreich, indem es auf der einen Seite Griechenland in vortrefflicher Weise schildert, auf der andern einen Beitrag zur Kenntnis der „sentimentalen“ Politik giebt, von der Frankreich interessanten Rationalitäten gegenüber nun einmal nicht lassen kann. Als wir das Buch gelesen hatten, sagten wir uns: Es ist zwar wunderschön, solche Bücher schreiben zu können, niemand thut es darin den Franzosen gleich. Aber möge der Himmel uns Deutsche bewahren vor dieser ästhetisch spielenden Fälschung des gesunden Urteils und dieser unwahren, mit wertlosem historischen Tand sich eitel aufputzenden Geföhlschwelgerei in den Völkerverbeziehungen. Unwillkürlich fiel uns dabei die Phrase eines „ernsthaften“ französischen Beurteilers der orientalischen Dinge in einem der letzten Hefte der Revue Diplomatique ein: Unsere Traditionen sind im Orient unsere Stärke. Philippsons Darlegungen sind viel anspruchsloser, aber ungemein lehrreich. Er giebt eine anständig geschriebene methodische Schilderung des Landes und Volkes. Jedes Urteil ist bei ihm mit Thatfachen oder Zahlen

belegt. Er verliert nie die Ruhe des wissenschaftlichen Beobachters, wenn er auch im Herzen warm für Griechenland fühlt; er übersieht nicht die Fehler der Griechen. Aber er blickt weiter als die meisten unsrer Tagespolitiker, denen dringend ein Blick in den letzten Abschnitt der Philippsonschen Schrift zu wünschen wäre, wo die Frage beantwortet wird, ob uns Deutschen die Lage des Hellenismus im Orient gleichgiltig sein könne? Wir teilen ganz die Meinung, daß außer den Rumänen nur noch das Griechentum dort im Südosten so viel Kulturkraft habe, daß es sich dem Slaventum gegenüber zu behaupten vermöge, daß also seine Schwächung auch nicht in unserm Interesse liegen könne.

Ein Vermächtnis von Anselm Feuerbach. Vierte Auflage mit einem Verzeichnis seiner Werke. Wien, Gerold, 1897

Anselm Feuerbach war eine echte, von Gott geschaffne Künstlerseele. Das klingt wie eine Phrase, soll aber doch noch mehr bedeuten. Man erwäge folgendes. Er war ein wirklicher Kolorist und genügte dabei in seinem Bemühen, die Natur in Form und Zeichnung zu erfassen, auch den strengsten Ansprüchen der Heutigen. Außerdem war er ein Erfinder, ein Dichter unter den Malern. Seine Vorbilder waren die Venezianer, namentlich Paolo Veronese, aber er strebte nach einem eignen Stil: Medea, Iphigenie usw. Das konnte und kann man noch jetzt aus seinen Bildern sehen. Aber wie gebildet er war, wie sehr seine Phantasie und sein Schönheitsdrang unter der Kontrolle eines klaren, auf vielerlei Kenntnisse gestützten Urteils stand, das lernt man erst aus diesem kleinen Buche, tagebuchartigen Aufzeichnungen und Stellen aus Briefen, meist an seine Mutter. Selten hat sich ein Künstler so erschöpfend und interessant über seine Kunst ausgesprochen. Wie klein erscheinen gegen ihn die vielen Suchenden, Skizzirenden usw., von deren Versuchen die Kunstkritik jetzt so viel Aufhebens macht! Was wird von ihnen übrig sein nach einem Menschenalter? Ihm aber hat die Geschichte seinen Platz angewiesen. Das Buch scheint gerade jetzt sehr lesenswert, und wenn nicht zahlreiche Menschen derselben Ansicht wären, so hätte es nicht die vierte Auflage erlebt. Er selbst hatte die feste Zuversicht, daß seine Lebensarbeit einmal anerkannt werden würde, und den wenigen, die nicht das Vertrauen zu ihm verloren, namentlich seiner alten Mutter, dankt er dafür in den rührendsten Ausdrücken. Jetzt sind seine Bilder in den großen öffentlichen Sammlungen und im festen Besitz weniger bevorzugter Kenner, im Kunsthandel sind kleine Skizzen von ihm selten und gesucht. Feuerbach hat seine Stellung unter den Malern, die in der Formensprache einer frühern Zeit eigne Gedanken auszudrücken suchten. Wer das für möglich hält, der wird ihn immer mit Erfolg studiren: er ist ebenso wenig nachahmender Kostümmaler, wie platter Photograph der Natur. Sein Ideal liegt dazwischen, und es ist hoch genug, um die Mühe unsers Betrachtens zu lohnen.

Warum mußte das Leben des reichbegabten Mannes (1829 bis 1880) so unglücklich sein? Seine Anfänge in Düsseldorf und Karlsruhe waren vielversprechend, und nach Antwerpen und Paris ging er zu rechter Zeit, um zu lernen, was man in Düsseldorf nicht verstand, Farbe. Italien, wohin er zuerst mit Viktor Scheffel kam (erinnert sich vielleicht der Leser des Vorworts zum Eckehard?), vor allem Rom wurde dann seine wahre Heimat (1855 bis 1873). Dort hatte er, was er suchte, und eine Arbeit drängte die andre, und seine Seele war von immer neuen Entwürfen erfüllt. Aber als man die äußere Welt verteilte, war der Poet zu kurz gekommen. Mit dem Aufwand, den seine groß angelegten Bilder für

Atelier, Modell und Material notwendig machten, konnten die Aufträge nicht Schritt halten. Einzelne Gönner fanden sich (Schack), aber im ganzen erhielt sich der Künstler doch nur mit genauer Not. Seine angeborene Vornehmheit und eine gewisse Sprödigkeit, auch einzelne Intriguen, die ja niemals fehlen, wo etwas Gutes in die Höhe will, erschwerten weiter seinen Weg. Da mußte er eine Berufung nach Wien als ein Glück ansehen, nun hatte er zu leben, und große Aufträge brachte seine Stellung als Akademieprofessor mit sich. Aber diese Jahre (1873 bis 1876) wurden sein Unglück. Nach Wien paßte Makart, er nicht. Darin liegt fast alles. Was folgte, ist bloß noch traurig. Er ging nach Nürnberg und wieder nach seinem geliebten Italien. Sein letztes Bild malte er 1879, das Konzert in der Berliner Nationalgalerie. Als Probe des Ausdrucks mögen einige Sätze aus einem Stücke: „Die Deutschen in Rom“ abgekürzt hier stehen: „In der Regel mit wenig Geld, aber im Vollgefühl seiner kulturgeschichtlichen Wichtigkeit, tritt der gelehrte Deutsche einer tausendjährigen Kultur gegenüber. Wir sehen ihn mit dem Strohhut im Winter, den unvermeidlichen Plaid über die Schulter geworfen, Kleider und Stiefel nach dem schlechtesten Modell, wie er verlegen triumphierend einherschreitet: jeder Schritt klassischer Boden. Er hat alles vorher gemußt, nur besser, als es Frau Historia zu stande gebracht. Will es ihm aber etwas unheimlich zu Mute werden und die Zuversicht ins Wanken kommen, dann macht er sich auf, um sie im kältern Deutschland wieder auf die Beine zu bringen. — Von einer Tagestour zurückgekehrt, treten etwa fünf nicht mehr junge Leute, die heute wohl sämtlich angestellte Professoren in Deutschland sind, in sehr gehobener Stimmung, die Hüte mit Kränzen umwunden, geräuschvoll in eines der feinern römischen Restaurants ein. Sie teilen sich ihre Ansichten mit, streiten über dies und jenes, dazwischen den Kellnern ihre Befehle zurufend. Der Saal hallt wieder von ihren lauten Stimmen. Die müssen halb verrückt sein, flüstert ein Italiener mir zu. Um nicht gesehen zu werden, drücke ich mich in die Ecke.“ So, in die Ecke gedrückt, erinnere ich mich, den Mann mit seinen schwermütigen Gesichtszügen an manchem Abend in jenen Jahren in dem damaligen Café Carlo gesehen zu haben; zu den „halbverrückten“ habe ich freilich niemals

U. Ph.

Bilderatlas zur Geographie von Europa. Mit beschreibendem Text von Dr. Alois Geißbeck. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1897

Dieses billige Buch ist eines der hübschesten Hilfsmittel für geographische Bildung, die uns je in die Hand gekommen sind. Daß ein Verlag wie das Bibliographische Institut über eine große Menge guter Holzschnitte von Landschaften, Städtebildern, Haustypen und wegen ihrer geographischen Verbreitung merkwürdigen Pflanzen und Tieren verfügt, ist selbstverständlich; gegen zweihundertfünfzig davon sind hier ländersweise geordnet und vereinigt worden. Der Stoff für die einleitenden Textkapitel ist geschickt ausgewählt und nicht nur gewandt, meist als lebendige Schilderung eines Reisenden, sondern wirklich gut dargestellt. Physikalische Bedingungen, geschichtliche Entwicklung und heutiger Charakter von Landschaften und Städten kommen gleicherweise zu ihrem Rechte.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig